Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 18 (1976)

Nachruf: Totentafel

Autor: Darms, Gion / Schutz, Jakob / Wolf, Gaudenz

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Totentafel

Nationalrat Dr. Giusep Condrau

Eine Trauergemeinde, wie sie Disentis wohl noch selten gesehen hat, erwies Dr. Giusep Condrau am 9. Oktober 1974 die letzte Ehre. Von nah und fern waren Freunde und Bekannte, aber auch amtierende und gewesene Bundesräte, Regierungsräte, Parlamentarier, Offiziere und andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens herbeigeströmt, um mit den vielen Leuten aus dem Tal den Verstorbenen auf seinem letzten irdischen Gang zu begleiten. Der Ausdruck der Trauer, die über dem Tage lag, wurde von der Natur noch betont, wartete diese doch schon mit den ersten Vorboten des Winters auf. Während der Sarg der geweihten Erde übergeben wurde, ging ein Schneetreiben über die Gräber und durch die Gegend. Geradezu im Gegensatz zur Natur stand das feierliche Totenamt in der hellen, prächtigen Klosterkirche, das durch die ergreifenden Gesänge des Kirchen- und Männerchores musikalischen Glanz erhielt.

Der Abschied von einem Menschen, mit dem man eng verbunden ist und mit dem man eine weite Wegstrecke zurückgelegt hat, ist schmerzlich. Wie oft haben wir als junge Studenten zusammen im Lied gesungen: «Die alten Gassen nur, doch die alten Freunde sind nicht mehr.» Ja, der alte Freund ist nicht mehr. Er verließ uns am 6. Oktober 1974, eine große Lücke und Leere hinterlassend. Heute lebt er nur noch in unserer Erinnerung, und wir können seiner einzig noch in Dankbarkeit gedenken.

Giusep Condrau wurde seinen Eltern Mistral Giachen Giusep Condrau und Eugenia Condrau geb. Caplazi als alleiniges Kind am 16. Januar 1894 geschenkt. Er war die Freude und der Stolz von Vater und Mutter, die ihn sorgfältig erzogen und schulen ließen. Nach Abschluß der Gymnasialstudien bezog Giusep Condrau die Universitäten Freiburg i./Ue., Zürich und Bern. Die Berufswahl bereitete ihm keine Sorgen. Sein Lebensweg war ihm vorgezeichnet. Es verstand sich sozusagen von selbst, daß er in die Fußstapfen seines Onkels, Prof. Placi Condrau, und seines Vaters treten werde, die zeit ihres Lebens die Gasetta Romontscha redigiert und an allen aktuellen Fragen politischer und kultureller Natur Anteil genommen hatten. Für diese Aufgabe schien Condrau das Studium der Rechtswissenschaften die beste Vorbereitung zu bieten. Zweifellos hatte er auch schon in jungen Jahren die Absicht, sich später in der Politik aktiv zu betätigen. Zeugnis von dieser Absicht gibt die Wahl des Themas seiner Dissertation, die vom parlamentarischen Zweikammersystem handelt und ihm auf Antrag des bekannten Staatsrechtslehrers Lampert den Doktorhut eintrug. Ja, im Parlament war Condrau später daheim. Hier fand er ein geliebtes Arbeitsfeld, Erfolg und Genugtuung.

Auf diese Tätigkeit mußte er denn auch nicht lange warten. Schon in der denkwürdigen Landsgemeinde vom Mai 1923 wählten die Mannen der Cadi — den Frauen stand der Landsgemeindeplatz zu jener Zeit noch nicht offen — Dr. Giusep Condrau in den Großen Rat des Kantons Graubünden. Er zählte damals 29 Jahre. In Chur trat er der konservativen Fraktion, wie sie sich damals nannte, bei. Sowohl in der Fraktion als auch im Großen Rat, dem er während dreieinhalb Jahrzehnten angehörte, wußte er sich rasch Gehör zu verschaffen. Im Laufe seiner Zugehörigkeit zu unserem kantonalen Parlament, insbesondere in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, aber auch während der Krisenzeit und der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, gab es große Probleme zu lösen, bei denen die Meinungen oft stark aufeinanderprallten. Stichwortartig seien nur die langen Debatten über die Bündner Kraftwerke, die Zulassung des Motorfahrzeuges auf den Bündner Straßen, der Ausbau der Straßen, das Sparprogramm, die Arbeitslosigkeit, die Arbeitsbeschaffung, die Nazi-Säuberung sowie der Ausbau der Wasserkräfte in Erinnerung gerufen. Bei diesen Auseinandersetzungen hielt Condrau mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Zufolge seiner Arbeit in den Kommissionen — sei es als deren Präsident oder Mitglied — und durch sein Auftreten im Rate hat Condrau während vieler Jahre die politische Meinungsbildung in Graubünden maßgebend beeinflußt. — Bei Beschlüssen über Kreditvorlagen warf er immer die Frage nach der Finanzierung auf. Er vertrat stets den Standpunkt, daß Ausgaben zuerst finanziert und erst dann beschlossen werden sollen. Leider wird dieser altbewährte Grundsatz heute nicht mehr überall befolgt.

Angesichts seiner erfolgreichen und verdienstvollen Tätigkeit im Großen

Rat ist es nicht verwunderlich, daß Condrau schon im Jahre 1930 die Ehre hatte, dem kantonalen Parlament als Standespräsident vorzustehen.

Zu jener Zeit war Dr. Condrau aber nicht nur im Großen Rat tätig. Von 1927—1935 amtete er auch als Gemeindepräsident von Disentis. Es war ökonomisch eine recht schwere Zeit. Im besonderen die zweite Hälfte von Condraus Tätigkeit als Gemeindepräsident stand schon unter dem Einfluß der Wirtschaftskrise, die in den USA ihren Anfang genommen hatte. Er verstand es jedoch, die herrschenden Gegensätze zu mildern und verschiedene Neuerungen zu verwirklichen. Unter seiner Präsidentschaft entstand unter anderem das Asyl Casa sogn Gions, eine Institution, die sich heute mehr denn je segensreich auswirkt.

In den Jahren 1933—1937 sehen wir Giusep Condrau als Mistral der Cadi. Was dieses Amt im Kreis Disentis bedeutet, weiß nur, wer mit der Geschichte und Überlieferung der oberen Surselva vertraut und verbunden ist. Wie der Landammann in den Landsgemeindekantonen, so ist der Mistral des Kreises Disentis der ungekrönte König, der hoch zu Roß — mit dem roten Mantel angetan und von seinem Stab begleitet — zur Landsgemeinde reitet. Für den Kreis Disentis sowie für das ganze Oberland und weitere Gebiete Bündens machte sich der Verstorbene bei der Wiederaufrichtung der Furka-Oberalp-Bahn, deren Präsident er in späteren Jahren war, verdient. Als der Erste Weltkrieg im Jahre 1914 nach dem Doppelmord von Sarajewo ausbrach, war die Bahn, deren Bau von französischen Ingenieuren mit französischem Geld und italienischen Arbeitskräften betrieben worden war, noch nicht fertig erstellt. 1915 konnte die Strecke Brig—Oberwald zwar dem Verkehr übergeben werden. Dabei blieb es aber vorläufig. Die französischen Finanzquellen versiegten, und als Italien anno 1915 auch in den Krieg eintrat, fehlten die italienischen Arbeitskräfte. Frankreich, das zusammen mit Italien auf der Seite der Entente gegen die Zentralmächte kämpfte, benötigte das Geld im eigenen Land, und die italienischen Arbeiter standen zu einem großen Teil unter den Waffen. Es kam zur Liquidation der Bahngesellschaft. — Später, am 21. Mai 1924, reichten Dr. Condrau und Konsorten im Großen Rat eine Interpellation ein, in welcher der Kleine Rat angefragt wurde, ob und eventuell was er zugunsten der Furka-Oberalp-Bahn vorgesehen habe. Entgegenkommenderweise konnte Dr. Condrau die Interpellation schon am 27. Mai des gleichen Jahres begründen. Er stieß dabei sowohl im Rat als auch bei der Regierung auf Verständnis und Sympathie. Bereits in der darauffolgenden Novembersession unterbreitete der Kleine Rat dem Großen Rat eine entsprechende Botschaft. Diese fand eine gute Aufnahme. Der Große Rat beschloß, die Wieder- und Fertigerstellung der Bahn finanziell zu unterstützen, und so gelang es, eine neue Gesellschaft zu gründen, die sich unter finanzieller Mitbeteiligung des Bundes, der Kantone Graubünden, Uri und Wallis sowie der Rhätischen Bahn, der Schöllenenbahn und der interessierten Gemeinden den Ankauf, Ausbau und Betrieb der Bahn zum Ziele setzte. So wurde die Furka-Oberalpbahn gerettet, was weitgehend der Initiative von Dr. Condrau zu verdanken ist.

Der konservativen und christlichsozialen Partei unseres Kantons diente Dr. Condrau während längerer Zeit als Präsident. Er übernahm die Nachfolge von Herrn Nationalrat Bossi und leitete die Geschäfte der Partei mit diplomatischem Geschick.

Im Oktober 1935 wurde Giusep Condrau in den Nationalrat gewählt, dessen Mitglied er vom Dezember 1935 bis zum Christmonat 1963 war. In der großen Kammer, in der es gar oft laut zu- und herging, wußte Condrau sich ohne besondere Mühe durchzusetzen. Er wurde immer mehr zu ständigen und nichtständigen Kommissionen zugezogen. Von 1939 bis 1943 war er Mitglied und 1943 Präsident der Geschäftsprüfungskommission, von 1944—1947 Mitglied der Vollmachtenkommission, von 1947—1953 Mitglied der Finanzkommission und von 1950—1953 Mitglied der Finanzdelegation. Bedeutete die Zugehörigkeit zur Finanzkommission und zur Finanzdelegation schon eine Anerkennung der parlamentarischen Tätigkeit Condraus, so wurde diese Anerkennung noch betont durch seine Wahl in die Kommission für auswärtige Angelegenheiten, in der er von 1954—1959 mitwirkte und die er von 1955—1957 als Präsident leitete. In dieser Funktion führte Nationalrat Condrau auch die schweizerische Delegation zur Tagung der Interparlamentarischen Union in London. Dabei kam ihm die Kenntnis der englischen Sprache sehr zustatten. Nicht unerwähnt bleibe die Tatsache, daß Dr. Condrau seinerzeit auch das Präsidium der Kommission zur Vorbereitung der Wirtschaftsartikel der Bundesverfassung anvertraut wurde. Im ganzen gehörte er 118 parlamentarischen Kommissionen als Präsident oder Mitglied an. Sowohl in den Kommissionen als auch im Rat war er stets bestrebt, zusammen mit anderen Kollegen Lösungen zum Wohl der Gesamtheit, aber auch zum Wohl des einzelnen Bürgers zu suchen und zu treffen — zuerst in schwerer Krisenzeit, dann während des Zweiten Weltkrieges und hernach in der unruhigen Nachkriegszeit.

Aus Händen des späteren Bundesrates Escher übernahm Nationalrat Condrau die Führung der parlamentarischen Gruppe zur Wahrung der Interessen der Bergbevölkerung. Hier setzte er sich ganz besonders für das Landwirtschaftsgesetz, für den Finanzausgleich unter den Kantonen und für die Förderung des Viehabsatzes ein. Ein Hauptanliegen war ihm die Verbesserung der Lebens- und Wohnverhältnisse der Bergbevölkerung, die er als langjähriger Präsident des Bündner Oberländer Bauernvereins aus eigener Anschauung gründlich kannte. Er freute sich über jeden Erfolg, den er auf diesem Gebiet zu verzeichnen hatte.

Wenn das Romanische im Jahre 1938 als vierte Nationalsprache in der Bundesverfassung verankert wurde, ist dies weitgehend Dr. Condrau und der Sympathie des damaligen Vorstehers des eidgenössischen Departementes des Innern, Bundesrat Et-

ter, für Graubünden, seine Einwohner und seine Dreisprachigkeit zu verdanken. Bei Erlaß der Bundesverfassung von 1848 und bei der Revision von 1874 waren die Rätoromanen vergessen worden. Sie galten als kleine sprachliche Minderheit, die — weit entfernt von Bern in den Bündneralpen — nicht einmal erwähnenswert schien. Eine solche Diskriminierung mußte früher oder später fallen. Auf die Dauer ließen sich die Romanen diese Zurücksetzung nicht gefallen. Im Jahre 1933 reichte Sep Modest Nay, ein anerkannter romanischer Schriftsteller, im Großen Rate des Kantons Graubünden eine Motion ein, welche auf die Anerkennung der romanischen Sprache als schweizerischer Nationalsprache abzielte. Die Motion wurde gutgeheißen, und der Kleine Rat gelangte in der Folge mit einer bezüglichen Eingabe an den Bundesrat. Dr. Condrau doppelte 1936 im Nationalrat mit einer Interpellation nach. Sie fand allgemeine Zustimmung, und zwei Jahre später — am 20. Februar 1938 — wurde die romanische Sprache von Volk und Ständen als Nationalsprache anerkannt und in der Bundesverfassung als solche verankert. Für Graubünden und vor allem für die Rätoromanen war dies ein freudiges Ereignis, ein froher Tag in trüber Zeit mit Hitler ante portas.

Am 15. Juni 1954 übernahm Dr. Condrau das Präsidium der konservativ-christlichsozialen Fraktion der Bundesversammlung. Sein Vorgänger in diesem Amt war der spätere Bundesrat Holenstein. In die 6 Jahre von Condraus Präsidentschaft fielen wichtige Wahlen und Sachentscheide, darunter die Finanzreform und die Bundesratswahlen von 1954 und 1959. Es war sicher dem ausgesprochenen Verhandlungsgeschick des Verstorbenen zuzuschreiben, daß im Dezember 1954 zum ersten Mal in der Geschichte des schweizerischen Bundesstaates ein dritter konservativ-christlichsozialer Bundesrat gewählt wurde, so daß vorübergehend drei Vertreter dieser Richtung dem Bundesrat angehörten: Philipp Etter, der die Politik unseres Landes heute noch mit Interesse verfolgt, Thomas Holenstein und Giuseppe Lepori, die beide ihre Kräfte im Dienste des Staates verbrauchten und ihre Gesundheit im Einsatz für Land und Volk geopfert haben und nicht mehr unter uns weilen.

Für Dr. Condrau war die Wahl zum Präsidenten des Nationalrates die Krönung seiner politischen Laufbahn. Mit einem glänzenden Resultat wurde er im Dezember 1956 für das Parlamentsjahr 1956/57 zum höchsten Magistraten des Landes erkoren. Seine Geschäftsführung gereichte ihm und dem Rate zur Ehre.

Auch nach seinem Rücktritt aus dem Nationalrat im Jahr 1963 blieb Condrau nicht untätig. Er führte das Präsidium des Bezirksgerichtes Vorderrhein und das Präsidium des Elektrizitätswerkes Bündner Oberland — Aufgaben, die er schon früher übernommen hatte — weiter und widmete sich ganz besonders seinem eigenen Geschäft, vorab der Redaktion der Gasetta Romontscha. Jetzt konnte er — zusammen mit seinem Sohn Pius Condrau, heute Mitglied des Großen Rates — die Zeitung mit noch größerem Einsatz betreuen, und er tat es mit Liebe und Sachkenntnis. Dabei konnte er aus seiner großen Erfahrung auf den verschiedensten Gebieten des Lebens und der Politik schöpfen. Namentlich seine Artikel über Außenpolitik fanden spezielle Beachtung. Dr. Condrau fand wirklich noch Zeit, Leitartikel zu schreiben und sich eine eigene Meinung über aktuelle Tagesfragen zu bilden. Es war deshalb kein Zufall, daß er als Verleger einer Lokalzeitung, die einer sprachlichen Minderheit dient, im Jahre 1960 zum Präsidenten des Schweizerischen Zeitungsverlegerverbandes gewählt wurde, den er zwölf Jahre leitete. Hier benützte er die Gelegenheit, für die Freiheit des Wortes einzustehen. Unermüdlich setzte er sich für den Bannwald der freien Presse ein, in welcher er eine Garantie für unsere Demokratie sah. Er war sich der Tatsache bewußt, daß es keine Republik ohne Freiheit und keine Freiheit ohne Sicherheit gibt.

Entspannung und Erholung fand Condrau im Kreise seiner Familie, der er stets zugetan war. Begreiflich, daß seine Frau, seine beiden Söhne und die Tochter um ihren Gatten und Vater trauern.

Heute ist Condraus Mund verstummt. Sein Andenken aber lebt in uns weiter. Giusep Condrau war ein Staatsmann solider Prägung, der unerschrocken zu seiner Überzeugung stand und es mit der Pflichterfüllung gegenüber Land und Volk ernst nahm. Er war ein großer Sohn der Berge. Ihm gebührt der Dank des Landes, mit dem er so verwachsen war.

Gion Darms

Alt-Oberingenieur Abraham Schmid

Das Rebenlaub war bereits gefallen, und die in der Bündner Herrschaft im Frühjahr und Sommer so frischgrünen Buchenblätter hatten sich durch den allzu frühen Frost braun gefärbt und zeigten uns an, daß der Sommer zu Ende, der Spätherbst Einzug gehalten und die Erde allmählich der Ruhe bedürfe. Zeit und Stimmung waren gegeben, um wieder vermehrt freundschaftliche Kontakte zu pflegen. Aus nah und fern hatten sich denn auch die Mitglieder des Klothoiden-Clubs, einer losen Vereinigung aktiver und ehemaliger kantonaler Ingenieure und Techniker, in Malans zusammengefunden. Für Abraham

Schmid, dem dieser Club die Ehrenmitgliedschaft verliehen hatte, war dies ein ganz besonderer Anlaß der Freude. Hier kam noch einmal seine menschliche Verbundenheit mit den Kameraden und ehemaligen Mitarbeitern zum Ausdruck, und hier sollte er auch seinen an Höhen und Tiefen so reichen Lebensweg am 16. November 1974 beschließen.

Abraham Schmid war ein würdiger Sohn unserer Bündner Heimat. Im trauten Städtchen Maienfeld, wo er das Licht der Welt erblickte, durfte er das Frühjahr, den Sommer und den Herbst seines Lebens verbringen. Von Jugend auf war er mit der Herrschäftler Erde verwachsen, und frühzeitig nahm er auch den Hauch der Bündner Geschichte wie die Vielfalt dieser einmaligen Landschaft in seine Knabenseele auf. In einem trauten Familienkreis aufgewachsen, waren ihm die Führungseigenschaften nicht primär in die Wiege gelegt worden. Sein Charakter und das Reifen zur Persönlichkeit haben sich durch den Willen, die Schwierigkeiten des Alltags zu meistern und einen eigenen Lebensweg zu beschreiten, erst geformt.

Nach Absolvierung der Volksschulen in Maienfeld trat Abraham Schmid in die Bündner Kantonsschule ein, um anschließend an der ETH in Zürich das Diplom als Bauingenieur zu erwerben. In einer Zeit wirtschaftlicher Stagnation entschloß er sich zu Beginn der zwanziger Jahre, noch in die Aspirantenschule einzutreten. Dieser Entschluß hat nicht unmaßgeblich seine weitere Lebensbahn mitbestimmt. Seine berufliche Tätigkeit hing in der Folge während zwei Jahrzehnten eng auch mit der Entfaltung zum Truppenführer zusammen. So befehligte er in den dreißiger Jahren das Geb Füs Bat 93, um zu Beginn des 2. Weltkrieges ein Regimentskommando zu übernehmen. In den folgenden Kriegsmonaten konnte er denn auch seine Führungseigenschaften richtig entfalten. Es war im Jahre 1940, als die deutschen Armeen Frankreich überrannt, sich für die Schweiz eine neue Verteidigungskonzeption aufdrängte und durch den General verschiedene Wechsel in höheren Kommandos befohlen wurden, als man ihm in dieser kritischen Phase neue Kommandos mit erhöhter Verantwortung übertrug. In dieser Zeit, als in der Truppe sehr oft Resignation Einzug hielt, gelang es ihm, das Vertrauen in seinem Befehlsbereich wieder herzustellen, indem er vor allem den Kontakt mit den einfachen Soldaten und der Mannschaft suchte. Es kam denn auch nicht von ungefähr, daß er zeitweilig zwei Kommandos innehatte und am Ende die Aktivdienstzeit als Kommandant der Geb Grz Br 12 abschloß.

Fachlich schuf er sich nach Abschluß seiner Studien durch eine vielfältige praktische Tätigkeit das Fundament für seine spätere verantwortungsvolle Lebensaufgabe im Dienste des Kantons. So war er einige Jahre im damals bekannten Ingenieurbüro Helbling, Bad Ragaz, tätig, in dem er eine überaus vielseitige Ausbildung genoß. Noch nach seiner Verheiratung entschloß er sich, dem Ruf der türkischen Regierung zu folgen, um beim Bau der Bagdadbahn dem türkischen Staat seinen Rat zur Verfügung zu stellen. Zu Beginn der Krisenjahre gründete er ein eigenes Baugeschäft, die spätere Bau AG. Als 1945 ein Nachfolger für Kantons-Oberingenieur Sutter gesucht wurde, fiel die Wahl einhellig auf Abraham Schmid. Durch diese Wahl eröffnete sich dem Verstorbenen ein Tätigkeitsfeld, das seinen beruflichen Fähigkeiten wie seiner Persönlichkeit entsprach. Mit nimmermüdem Einsatz widmete er sich der Planung und dem Ausbau des weitverzweigten bündnerischen Straßennetzes. Gleichzeitig hatte er aber auch erkannt, daß Graubünden für seine wirtschaftliche Erstarkung aus der Verkehrsisolierung herausgeführt und wieder in das europäische Verkehrsnetz eingegliedert werden mußte. So nahm er sich denn sehr bald auch der Ideen des Misoxer Arztes Dr. à Marca, Ingenieur Hungers und der Vereinigung Bündner Wirtschaftsverbände für die Realisierung einer wintersicheren Verbindung durch den San Bernardino an. Seinem Weitblick, seinem technischen Können und seinen ausgesprochenen Führungseigenschaften ist es weitgehend zu verdanken, wenn das Werk in unglaublich kurzer Zeit vorangetrieben wurde. Unvorstellbare Schwierigkeiten waren damit aber verbunden, und vor allem galt es, eine gewaltige Aufklärungsarbeit bei den eidgenössischen und kantonalen Behörden wie in unseren Nachbarländern im Norden und Süden zu erfüllen. Hier scheute Oberingenieur Schmid mit seinen Freunden und Mitarbeitern keine Mühe, und keine Arbeit und kein Weg war ihm zuviel. Wenn wir berücksichtigen, daß in der gleichen Zeitspanne auch der Ausbau unserer Bündner Wasserkräfte, welchen ebenfalls der Verstorbene maßgebend zu Gevatter stand, wie das gewaltige Netz der Haupt- und Verbindungsstraßen ebenfalls nicht vernachlässigt werden durften, so können wir nur ahnen, welche Last er mit seinem Eintritt in das kantonale Bauamt auf sich genommen hatte. Unentwegt, mit nie erlahmendem Mut hat er das gewaltige Werk der Realisierung entgegengeführt. Die Verwirklichung dieser ersten schweizerischen wintersicheren Nord-Süd-Straßenverbindung durch den San Bernardino, deren Baubeginn mit seinem Ausscheiden als Kantonsingenieur zu Beginn der sechziger Jahre zusammenfiel, war die Krönung seiner beruflichen Laufbahn.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste des Kantons übertrug ihm die Stadtgemeinde Maienfeld das Stadtpräsidium. Der Dienst an seiner Heimatgemeinde bereitete ihm besonders Freude. Gleichzeitig entfaltete er noch eine vielseitige Tätigkeit als beratender Ingenieur und Techniker. Vor allem lag ihm aber auch die Förderung der Ostalpenbahn sehr am Herzen. Als Mitglied der vom Bundesrat eingesetzten eidgenössischen Kommission kam ihm auch hier sein fundamentales technisches Wissen sehr zustatten. In dieser Tätigkeit fand ich in ihm nicht nur den technischen Berater, sondern vor allem den Menschen und mir unvergeßlichen Freund.

Schwere Schicksalsschläge blieben auch a. Oberingenieur Schmid nicht erspart. Besonders hart traf ihn der Tod seiner Lebensgefährtin, welcher mit seinem Ausscheiden aus dem

Dienste des Kantons zusammenfiel. Dazu kamen gleichzeitig politische Auseinandersetzungen, die ihm hart zusetzten, welche aber schlußendlich seiner Persönlichkeit wie seinen fachlichen Leistungen keinen Abbruch taten. Allen Anfeindungen zum Trotz stand er fest zu seiner Überzeugung.

Von Natur aus eher zurückhaltend, zeichneten sich beim Verstorbenen schon sehr früh zwei Charaktereigenschaften ab: Mut und Überzeugungstreue. Hier zeigte sich nicht nur seine physische und psychische Leistungsfähigkeit, die immer wieder zu bewundern war, sondern es offenbarten sich auch seine menschlichen Führungsqualitäten. Er war nicht nur bereit, nach sachlich kritischer Abwägung Entscheidungen zu treffen und selber Verantwortung zu übernehmen, sondern verstand es auch, Verantwortung an seine Mitarbeiter und Untergebenen zu delegieren und ihnen Vertrauen zu schenken. Er sah nicht nur die Fakten, er sah und fühlte auch den Menschen, dessen Schicksal vom einzelnen Entscheid betroffen wurde. Er war Vorgesetzter und Kamerad zugleich.

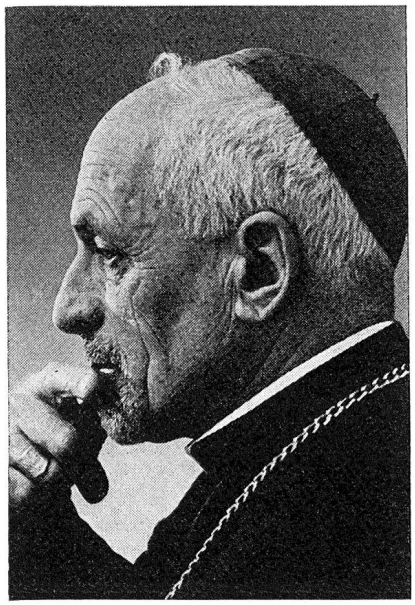
Nebst Mut und Überzeugungstreue hat alt Oberingenieur Schmid vor allem auch die Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet. In allen kritischen Phasen seines Lebens hat er sich nie der Oberflächlichkeit hingegeben. Eine einmal übernommene Aufgabe barg für ihn auch die Verpflichtung in sich, diese konsequent zu Ende zu führen. So wie er seine Aufgaben oft kompromißlos zu lösen versuchte, so konnte er auch ein hingebungsvoller Freund und Berater sein.

Abraham Schmid war, vorab in den letzten Jahren, wenn er etwas Zeit zur Muße fand, immer wieder erfreut und beglückt, wenn Freunde ihn in seinem Heim an der Jeninserstraße besuchten. Hier konnte er nicht nur begeistert von der Vergangenheit erzählen, sondern hier ließ er auch den Gast und Freund in seine sonst oft so verschlossene Seele blicken.

Am 20. November 1974 nahm auf dem idyllischen Friedhof zu Maienfeld eine überaus große Trauerversammlung von Abraham Schmid Abschied. Sein Name wird untrennbar mit der neueren bündnerischen Verkehrsgeschichte verbunden bleiben.

Jakob Schutz

Erzbischof Edgar Maranta



Zwischen dem 9. Januar 1897 und dem 29. Januar 1975 liegt das Leben und Lebenswerk des großen Kapuziners und Bündners Erzbischof Edgar Maranta. Weder das markante Antlitz noch seine Sprache hätten in ihm den Puschlaver vermuten lassen. In jungen Jahren machte er im Kinderheim Löwenberg in Schleuis Bekanntschaft mit der deutschen Sprache. In den Studienjahren eignete er sich in den Gymnasien von Appenzell und Stans den Deutschschweizerdialekt vollkommen an. Trotzdem er eigentlich nur wenige Jahre in seiner Puschlaverheimat zugebracht hat, vergaß oder verlernte er sein «Pusc'ciavin» keineswegs, wie sich der Schreibende vor wenigen Jahren selber davon überzeugen konnte. Ich hatte mich an einige Gedichte im Puschlaverdialekt herangewagt und versuchte, sie zu deuten. Ausdrücke, die nicht zum täglichen Wortschatz gehörten, wußte er mir zu erklären. Maranta vereinigte in glücklicher Mischung schweizerische Gemessenheit mit südlicher Lebhaftigkeit. Er hatte den stark entwickelten Sinn des Bündners für die Wirklichkeit, die Tradition und vor allem den Sinn für Autorität, Unterordnung und Gerechtigkeit. Aber diese etwas herben Eigenschaften wurden bei ihm verfeinert und erweitert durch Elan und Elastizität des Geistes. Man konnte bei ihm von einer überdurchschnittlichen Intelligenz sprechen. Er hatte eine seltene sprachliche Begabung. Neben seiner italienischen Muttersprache beherrschte er fehlerlos das Deutsche, sprach gewandt Französisch und Englisch, und als Missionar war er im afrikanischen Kisuaheli daheim.

Edgar Maranta entstammte einer kinderreichen Familie im anfangs erwähnten Puschlav. Sein Vater war Schneider und versah daneben während vielen Jahren den Orgeldienst. Das feine Musikgehör scheint er vom Vater geerbt zu haben, denn er war Althornbläser in der Kollegimusik in Appenzell und Stans und machte als Bassist mit im Studentenchor.

Wieso Edgar Maranta seine Studien in der deutschen Schweiz absolviert hat, ist mir ein Geheimnis geblieben. Auf jeden Fall fühlte er sich da zuhause, und in den Studienjahren geschlossene Freundschaften hielten stand bis in die letzten Lebensjahre. Obschon er als Füsilier und Korporal in den Jahren 1915—1917 öfters Militärdienst leisten mußte, blieb er an der Spitze seiner Klasse und legte auch, schon als junger Kapuziner, in Stans eine glänzende Maturaprüfung ab. Es folgten dann die üblichen theologischen Studien, und er erhielt am 6. April 1924 die Priesterweihe. Ein letztes Jahr theologischer Ausbildung absolvierte er im Kloster Sursee. Schon damals ließ es sich vermuten, welchen Weg sein zukünftiges Wirken

nehmen würde. Wie er mir erzählte, hielt er im Sommer 1925 in einer Luzerner Pfarrei eine Predigt über die Missionen. Auf dem Heimweg brachte ihm ein Schulmädchen eine Missionsgabe — es war ein 50-Rappen-Stück. Den spätern Afrikamissionar hat es mächtig gefreut. Seine Obern befaßten sich mit dem Gedanken, den talentierten Pater Edgar für das Lehramt an einem Gymnasium zu bestimmen. Tatsächlich hätte er in jedem beliebigen Fach dazu Gewähr geboten. Aber auffallenderweise meldete sich Edgar für die Missionen, und zwar für jenes Gebiet in Deutschostafrika, das die Schweizer Kapuzinerprovinz von 4 Jahren übernommen hatte. Am 8. September 1925 erhielt er in der Hofkirche Luzern — wo er 50 Jahre später als Toter aufgebahrt lag — die kirchliche Aussendung. Seinen ersten Posten fand P. Edgar als Vikar an der Kathedrale in Dar-es-Saalam. Schon 1927 sandte ihn sein Bischof Gabriel Zelger nach London, um sich für seine neue Aufgabe als Schulsekretär und Leiter der entstehenden Central-School in Kwiro auszubilden. In die Mission zurückgekehrt, nahm er diese Aufgabe tatkräftig in Angriff. Kaum hatte er sich hierin eingelebt, als von Papst Pius XI. am 23. März 1930 die Ernennung zum Apostolischen Vikar von Dar-es-Saalam eintraf. Man erzählt sich, der zum Bischof Erwählte habe sich gerade bei einer Dachdeckerarbeit befunden, habe den Brief eingesteckt und beim Mittagessen so nebenbei die Neuigkeit erwähnt. Die Wahl kam ihm sehr ungelegen. Nachdem er von der Heimatprovinz die Zusicherung bekommen hatte, daß ihm ein tüchtiger Schulmann zur Verfügung gestellt werde als Nachfolger, nahm er die Wahl zum Bischof an. Mit seinen 33 Jahren war er damals der jüngste Bischof der Welt. Mit der gleichen jugendlichen Tatkraft nahm er den Bischofsstab in die Hand. Es galt nun, Hammer und Kelle, die er beim Bau von Kirchen, Spitälern und Schulen geschickt zu gebrauchen verstand, endgültig zu verabschieden. Aber auch als Bischof konnte er den erfahrenen «Praktikus» nicht verleugnen. Auf den Autofahrten durch das weite Missionsgebiet war die Werkzeugkiste stets zur Hand, um die Pannen zu beheben.

Seine besondere Aufgabe sah er im äußern Aufbau der Mission. Durch den Bau gesunder, wenn auch einfacher Häuser für Missionare und Missionsschwestern erreichte er fast schlagartig das Aufhören der Schwarzwassererkrankungen, die im vorausgegangenen Jahrzehnt das Missionspersonal so grausam dezimiert hatten. Kirchen und Spitäler folgten, bei deren Bau der Bischof oft selber Hand anlegte. Kein Weg war ihm zu weit, keim Sumpf zu unwegsam, wenn es galt, den Missionaren nachzugehen. Er hielt es nicht unter seiner Würde, einem ratlosen Straßenbenützer bei einer Panne zu helfen, ohne sich zu erkennen zu geben. Ja, die Würde! Er gab nicht viel darauf, denn er lebte schlicht und einfach, ja sogar arm und bedürfnislos. Er war ein unermüdlicher Arbeiter. Weder Ermüdung noch sonstige Beschwerden konnten ihn von der Arbeit abhalten. Wenn sich wegen längerer Abwesenheit die Post auf seinem Zimmer gehäuft hatte, wurde sie nach seiner Rückkehr wenn möglich noch in der folgenden Nacht aufgearbeitet. Dieses Zeugnis haben ihm seine Mitarbeiter immer wieder gegeben: der Bischof antwortete immer prompt. Selber mit einer unverwüstlichen Gesundheit gesegnet, war es ihm vergönnt, ganze Arbeit zu leisten. So durfte er auch von seinen Missionaren, Brüdern und Patres, den vollen Einsatz verlangen. Sein Beispiel riß einfach mit, ohne «Hüst» und «Hott».

Als während des letzten Weltkrieges die Nachbardiözesen in Personalnot gerieten, half er sofort mit Missionaren und Schwestern aus. Anfangs der fünfziger Jahre baute er im Auftrag der Bischofskonferenz von Tanganjika, die er während 10 Jahren präsidierte, in Pugu eine große Schule, an der sich Studenten aus allen Diözesen des Landes auf die Universitätsstudien vorbereiten konnten. Ohne Bischof Marantas großzügige Hilfsbereitschaft wäre die Schule, an welcher übrigens als erster afrikanischer Professor der jetzige Staatspräsident von Tansania, Julius Nyerere, lehrte, nicht entstanden. Sein Interesse an der Schule bezeugt auch der moderne Bau der St. Josephsschule in Dar-es-Saalam, die jetzt verstaatlicht ist. Nicht unerwähnt sei auch das große St. Francis-Hospital in Ifakara, das unter seiner Ägide entstand und weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt ist. Auf Einladung des Bischofs baute beim Spital das Schweizer Tropeninstitut Basel ein Feldlaboratorium für Studium und Forschung.

Im Jahre 1956 erhielt Bischof Maranta in Elias Mchonde einen Weihbischof, der nun einen Teil (Kwiro-Mahenge) des großen Missionsgebietes übernahm und in Kwiro residierte. Damit wurde Bischof Marantas Bürde fühlbar erleichtert.

Eine unerwartete Ehre wurde ihm am 25. März 1953 zuteil, als Papst Pius XII. ihn zum Erzbischof ernannte. Dadurch wurden ihm fünf Suffraganbistümer unterstellt. Während neun Jahren war Erzbischof Maranta auch Apostolischer Administrator von Sansibar und Pemba.

Die 43jährige Missionsarbeit hatte den eifrigen Pionier kaum ermüdet. «Afrika den Afrikanern»: das war das Motiv, um im Jahre 1969 auf das Erzbistum Dar-es-Saalam zu resignieren. So übernahm der afrikanische Kardinal Rugambwa die Bistumsleitung. Erzbischof Maranta kehrte heim in die Schweiz. Er hätte sich da mit Recht zur Ruhe setzen können, denn er hatte doch 72 Lebensjahre hinter sich. Er zog es vor, bei seinem Bruder Don Reto, Pfarrer von San Vittore, den Posten eines Vikars zu übernehmen und in der Pfarreiseelsorge mitzuarbeiten. Bereitwillig stellte er sich den Bischöfen der Schweiz zur Verfügung für Firmung und Weihen. Eine vereinbarte Diakonweihe im Kloster Schüpfheim konnte er als kranker Mann nicht mehr vollziehen.

Man hätte dem rüstigen Erzbischof noch manches Jahr zugetraut. Wohl zeigten sich in den letzten zwei Jahren mitunter Herzbeschwerden. Aber nach Weihnachten erfolgte eine schwere Erkrankung, die stärker war als der starke Mann. Im Bezirksspital Sursee fand er bei den Baldeggerschwestern, die ihm sehr zugetan waren, da eine beträchtliche Anzahl Schwestern von Baldegg in unserm

Missionsgebiet tätig sind, eine besorgte und hingebende Pflege. Erzbischof Maranta sah mit klarem Auge dem Bruder Tod ruhig in die Augen, tat mit männlichem Mut seine letzten Wünsche kund, verlangte, im braunen Habit in den Sarg gelegt zu werden. Er erschrak nicht vor den einsetzenden Schmerzen und lehnte schmerzstillende Mittel weitgehend ab, damit er ja den Tod in vollem Bewußtsein erleiden könne. Am Mittwochnachmittag, dem 29. Januar, nahm er Abschied von dieser Welt.

Für die Beisetzung wurde der Klosterfriedhof auf dem Wesemlin in Luzern bestimmt. Da die Klosterkirche dort nur einen kleinen Teil der Trauergäste hätte aufnehmen können, wurde der Trauergottesdienst in die Hofkirche Luzern verlegt. Sechs Bischöfe und gegen 20 Geistliche umstanden den Altar zur gemeinsamen Opferfeier. Bischof Johannes Vonderach von Chur zeichnete sinnvoll das Lebensbild nach dem Wahlspruch des Verstorbenen «In Treue und Liebe». Eine große Trauergemeinde erwies dem großen Sohn Graubündens die letzte Ehre. Poschiavo und San Vittore fielen auf durch eine beachtliche Vertretung. Auf dem Klosterfriedhof auf dem Wesemlin, wo Erzbischof Maranta vor 58 Jahren das Ordensleben begonnen hatte, fand er seine letzte Ruhestätte. Heimat und Kapuzinerprovinz haben einen großen Mann verloren. Und der Schreibende trauert um einen unvergeßlichen, treuen Freund, mit dem er während 60 Jahren liebend verbunden war.

P. Gaudenz Wolf

Zum Gedenken an Dr. med. Paul Gut

Paul Guts Laufbahn als Arzt begann mit dem Medizinstudium in Zürich, kurz nach dem ersten Weltkrieg; später studierte er in Kiel und Tübingen, legte sein Staatsexamen im Jahre 1926 ab, war dann als Assistent bei Dr. Ruppanner in Samedan, bei Prof. Clairmont in Zürich und bei Dr. Burckhardt im Schweizerspital in Neapel tätig. Nicht nur eine gute fachliche Ausbildung erarbeitete er sich an diesen Kliniken, sondern auch seine Persönlichkeit als Arzt bekam jene Besonderheiten seiner Lehrer mit, welche ihn mit seiner eigenen Persönlichkeit zu dem Arzt prägten, wie wir ihn gekannt haben. 1928 ließ sich Paul Gut als praktischer Arzt in St. Moritz nieder im Hause Löffler und übte vorerst eine rege Allgemeinpraxis aus, spezialisierte sich aber dann mehr und mehr auf Unfallbehandlungen und begann seine Klinik mit einem Bett, und zwar mit einem Unfallpatienten, der sich weigerte, die Praxis zu verlassen und verlangte, weiterbehandelt zu werden. Mit dem zunehmenden Anfall von Sportunfallpatienten sah sich Paul Gut vor eine Aufgabe gestellt, deren Lösung er an die Hand nahm. Nicht nur die Organisation der Unfallbehandlung, sondern die Organisation der Unfallverhütung, der Unfalltransporte interessierten ihn, und in zahllosen Kursen vom Samariterkurs bis zum Instruktionskurs für alpines Rettungswesen, Wiederbelebung usw. setzte sich Paul Gut immer, noch bis in den letzten Jahren, voll ein. Sein Organisationstalent kam ihm dabei zu Hilfe, und das Teamwork mit seiner Gattin, mit Schwester Annie, seinen Assistenten und vielen Mitarbeitern war stets beispielhaft. Seit 1941 steht die Klinik in St. Moritz Dorf und ist zu einem Begriff geworden. Paul Gut besuchte regelmäßig in seinen Ferien Kliniken und unfallmedizinische Kongresse. Jedes Jahr war er in Wien und auf der Böhlerklinik, mit deren Gründer, Prof. Böhler, dem maßgebenden Chef der konservativen Unfallbehandlung, ihn eine enge Freundschaft verband. Im Zuge der Modernisierung der chirurgischen Unfallbehandlung paßte sich auch Paul Gut dieser Richtung in dem ihm möglichen und ihm zusagenden Rahmen an, und mit seinem Oberarzt, Dr. Lippai, und verschiedenen Assistenten aus der Wiener Schule und aus der Schule von Prof. Götze in Graz führte er in seiner Klinik dessen Methode der unblutigen Cerclage von Unterschenkelfrakturen ein und konnte sich in den letzten 10 Jahren an den großen Erfolgen dieser Behandlungsmethode erfreuen. Paul Gut war einer der ersten in der Schweiz, der mit Röntgentelevision operierte. Bis zuletzt interessierte sich Paul Gut für die eingelieferten Unfälle, besah sich die Röntgenbilder und beriet die Behandlung mit seinem Nachfolger, Dr. Caveng, und seinem Oberarzt, Dr. Lippai. So konnte er mit Genugtuung und Zuversicht die Kontinuität seines Werkes und die Früchte seiner langjährigen Aufbautätigkeit erkennen.

Die Ärztegesellschaft des Kantons Graubünden, die Oberengadiner Ärztegesellschaft und die Vereinigung der St. Moritzer Ärzte verlieren in Paul Gut ein wertvolles Mitglied, welches sich immer für die Belange der Ärzteschaft interessierte und einsetzte und sich während vieler Jahre in den Vorständen der verschiedenen Gesellschaften uneigennützig zur Verfügung stellte. Wir sprechen ihm hier an seiner Bahre unseren aufrichtigen und herzlichen Dank aus.

Paul Gut liebte es, seine Kräfte mit denen der Natur zu messen; er war auch dazu geboren, und zwar nicht

nur in der Medizin, sondern auch in Gottes freier Natur als Berggänger in unserer schönen Heimat oder am Kilimandscharo, wo er bei einem herrlichen Sonnenaufgang den 34. Jahrestag seiner Ehe mit seiner Frau erlebte.

Die Erinnerung an dieses Erlebnis mit den Erinnerungen an seine Bergerlebnisse am Himalaja in Nepal beschäftigten Paul Gut noch in seinen letzten Lebenstagen und verbanden sich mit seinen tiefen Erlebnissen in der Musik. Die Musik war für Paul Gut eine Freude und Entspannung bringende Begleiterin in seinem Leben, und vor allem das Orgelspiel bedeutete für ihn tiefstes gläubiges und freudiges Erleben. Schon als Gymnasiast lernte er die Orgel spielen und vertrat den Organisten in der Kirche in Schiers, wo er zur Schule ging. Während seines Medizinstudiums wollte er gleichzeitig auch Musik studieren und sich im Orgelspiel weiter ausbilden, doch fand er die Zeit dazu nicht. Später, bei jeder Gelegenheit, übte er sich weiter im Orgelspiel und konnte freudig erleben, daß er autodidaktisch eine Sicherheit und Ausdrucksfähigkeit im Orgelspiel erlangte, um die ihn mancher geschulte Organist beneiden konnte. Bach, Cesar Franck, Händel waren die großen Komponisten, deren Werke er vor allem studierte und seinem Können entsprechend interpretierte. Nicht nur hier in St. Moritz in den Kirchen beider Konfessionen hat er während zwei Jahrzehnten bei den Gottesdiensten, bei Hochzeiten und bei Abdankungen musiziert, sondern auch auf seinen Reisen suchte er immer wieder die Gotteshäuser auf, erlangte rasch Kontakt mit den Organisten und fand in ihnen und in der Musik Freundschaft und einen übergeordneten Kontakt mit ihm sonst fremden Menschen. Viele von uns erinnern sich an sein Orgelspiel; wir können ihn dort noch sehen in Gedanken, an der Orgel der Kirche, an welcher er anläßlich des Gedächtnisgottesdienstes für Winston Churchill seine ganze Verehrung und Achtung für den großen verstorbenen Engländer und für die Fügung des kosmischen Schicksals in sein Spiel legte. Wenige Tage vor seinem Tode konnte Paul Gut vom Tonband sein Orgelspiel an der damaligen ehrenden Trauerfeier für Winston Churchill noch hören, sein Blick leuchtete dabei, und ein freudiges, zufriedenes Lächeln verklärte sein Gesicht, so wie es im Tode noch auf seinem Gesicht zu sehen war.

Paul Gut wußte vom nahenden Tode, und er fragte mich immer wieder: «Wie lange schiebst Du meine Totenmesse noch hinaus?» Er sah aber mit Ruhe und ausgeglichen seinem Abschied von dieser Welt entgegen. Er wußte, daß sein Werk als Arzt weitergeführt würde, und er empfand die Ruhe und Sicherheit auch in seiner Klinik, in welcher er die letzte Zeit seines Lebens als Patient verbringen mußte, denn er wußte, daß in seinem Sinne das Teamwork weitergeführt wurde und daß sein ärztliches Wirken der fünf Jahrzehnte, während welcher er in St. Moritz sein Bestes gegeben hatte, ihm das Recht zum friedlichen Heimgang in das All gewährte.

P. R. Berry

Dr. phil. Georg Jost

Am Tage des Frühlingsbeginnes, dem 21. März 1975, oder einem der nächstfolgenden Tage starb in seiner Maiensäßhütte, eine halbe Wegstunde ob Fanas, der zweiundachtzigjährige Erdenwanderer Georg Jost. Er starb so einsam, daß wir das genaue Datum seines Todes nicht kennen. Erst nachdem man in Fanas, wo er in geringeren oder größeren zeitlichen Abständen zu Einkäufen und für die Postabholung zuzukehren pflegte, seiner während Tagen nicht mehr ansichtig geworden, hielt man bei ihm Nachschau und fand ihn entseelt auf seiner Schlafstätte.

Der Verstorbene war ein Einzelgänger und ein in den Mühsalen des Lebens Verstrickter. Etwas Ruheloses, Gehetztes haftete ihm zeitlebens an, und auch in seinem hohen Alter, nachdem ihn bereits schon ein Herzinfarkt gezeichnet, war er rastlos tätig. Denn er verfügte sowohl über ein empfindsames Gemüt als einen wachen Verstand, und es wohnte in ihm eine geistige Substanz, wie sie wenigen geschenkt ist. Aus seiner Feder stammen einige der schönsten kulturhistorischen Arbeiten, die in Deutschbünden veröffentlicht wurden. Sein Aufsatz über Blasius Alexanders Leben und Sterben, den er als junger Philologe im «Kristall», der literarischen Beilage der damaligen Neuen Bündner Zeitung, veröffentlichte, bildet eine wahre literarische Perle, nach Inhalt, Form und Gestaltung gleicherweise ausgewogen. Der Verstorbene war ein hervorragender Kenner der Kultur seiner bündnerischen Heimat, belesen und beschlagen, von stupendem Wissen über die Zusammenhänge, und in seinen guten Schaffensjahren eignete ihm auch eine ausgezeichnete Darstellungsgabe. Seine zahlreichen Arbeiten, die er im «Bündner Monatsblatt» und in der Tagespresse veröffentlichte, legen Zeugnis ab von seinem Einsatz und Können.

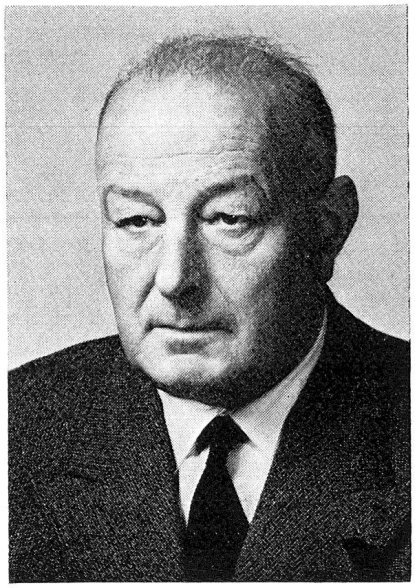
Er war Sekundarlehrer, doktorierte in den dreißiger Jahren, wurde Theo-

loge und wieder Schulmeister, alles in gebrochener Lebenskurve, weil es ihn nie lange auf einer Fährte litt. Treu blieb er sich nur in seinem Wissensdurst und Forscherdrang. Er suchte ein geistiges Erleben in der Ergründung aller Erscheinungen der Kultur. In unendlich mühsamen Auslotungen ging er allen irgendwie greifbaren Spuren der menschlichen Entwicklungsgeschichte nach, den ersten Zeugnissen, die sich in den Opferschalen, den Runen und Gräbern fanden, den spätern Zeugen der Vergangenheit, den alten Schriften, den Baudenkmälern, kurz allen Äußerungen des menschlichen Intellekts. Auf diese Weise gestaltete sich ihm ein großartiges Gebäude der menschlichen Entwicklungsgeschichte, und er nahm sich heraus, dieses in einem weitschichtigen Werk, das auf zwanzig und mehr Bände angelegt war, zur Darstellung zu bringen. Eine vergleichende Kulturgeschichte der Menschheit sollte erstehen, und diese Schau sollte darstellen, wie nahe verwandt über alle Zeitepochen und geographischen Räume hinweg die Erscheinungen der Menschheitskultur waren und sind.

Unentwegt, jahraus, jahrein, oblag Georg Jost diesem seinem schriftstellerischen Versuch. Er verschloß sich in seinem Maiensäß, das mit Büchern und Schriften prallvoll gefüllt war. Kaum daß er sich einen Spaziergang oder einen Botengang gönnte, und nur selten litt es ihn im Tal. Er schrieb und schrieb, die Manuskriptblätter häuften sich zu Tausenden und Abertausenden. Traf man ihn, so sprach er davon, er hoffe «übers Jahr» gewiß einen wesentlichen Teil seines Unterfangens abgeschlossen zu haben. Aber ein solches Werk kann ein Einzelner nicht bewältigen, kann am allerwenigsten ein Einsamer, von der Welt Abgeschnittener meistern. In den letzten Jahren seines irdischen Daseins fehlte dem unentwegt Tätigen zunehmend die Kraft der Gestaltung. Soviel er an Wissen in sich aufgenommen, gebrach es ihm an der Fähigkeit zur Konzentration und Prägnanz. So mußten denn die Zeugnisse seiner Bemühungen Torso bleiben, unvollendete Versuche, und kaum dürfte es möglich sein, ihnen in gedruckter Form je zu begegnen.

Der Verstorbene war ein kulturell Hochstehender, ein empfindsamer Geist zudem, dessen dichterische Versuche ein beachtliches Können verraten. Aber die letzte Erfüllung blieb ihm versagt. Er erstrebte sie, er suchte unentwegt nach ihr, aber seinem Herzen und Geist war nicht die Gnade geschenkt, sie zu finden. Peter Metz

Valentin Regi



Am 11. April 1975 starb in seiner Heimat- und Wohngemeinde Zernez Oberst Valentin Regi, eine im ganzen Engadin, ja auch im Kanton und weit über dessen Grenzen hinaus bekannte und hochgeschätzte Persönlichkeit. Als Sohn von Theodor Regi und Anna, geb. Bazell, wurde er am 10. Mai 1894 in Zernez geboren, wo er seine Kindheit mit einem Bruder, dem nachmaligen Regierungsrat, und zwei Schwestern verbrachte. Er durchlief die Dorfschulen, um sich dann in Chur und Neuenburg in den Handelsfächern auszubilden, erschien es doch für ihn gegeben, im Lebensmittel- und Eisenwarengeschäft seines Vaters mitzuarbeiten und dieses in der Folge auf eigene Rechnung zu übernehmen. Diese Tätigkeit brachte dem unternehmungsfreudigen, tüchtigen Manne viel Genugtuung, aber auch viele Sorgen, besonders während der zwei Weltkriege und der Krisen der zwanziger und der dreißiger Jahre. Aber mit seinem soliden beruflichen Rüstzeug und seiner nie erlahmenden Energie meisterte Valentin Regi auch diese schwierigen Zeiten.

Im Jahre 1922 verheiratete er sich mit Fräulein Fonsa Bazzi, und dieser harmonischen Ehe entsprossen zwei Kinder, Dousch und Leta, denen die Eltern eine gediegene Ausbildung zuteil werden ließen. Freude und Genugtuung brachten dem Ehepaar die Laufbahn und die Leistungen des Sohnes und die Familiengründung der Tochter, aber schon im Jahre 1957 erlag die junge Frau, Mutter von zwei Kindern, einer kurzen, schweren Krankheit. Das war für alle ihre Angehörigen ein so schwerer Schlag, daß man wohl sagen muß, Valentin Regi als Vater habe diese Heimsuchung innerlich nie völlig bewältigen können. Ein ebenso schwerer Verlust traf ihn im Jahre 1972 mit dem Tode seiner treuen Lebensgefährtin.

Oberst Regi war nicht nur als tüchtiger, initiativer Geschäftsmann bekannt, auch in seiner vielfachen Tätigkeit für die Öffentlichkeit stellte er seinen Mann, einsatzfreudig und uneigennnützig. So stand er seiner Gemeinde jahrzehntelang als Feuerwehrkommandant, als Gemeinderat, Gemeindepräsident und Bürgerratspräsident erfolgreich zur Verfügung. Seinem Kreise diente er als Kreisrichter und Kreispräsident sowie als Abgeordneter in den Großen Rat, dem er 18 Jahre lang angehörte. Seine politische Laufbahn fand ihren wohlverdienten Höhepunkt, als der Große Rat ihn im Jahre 1966 zum Standespräsidenten erkor.

Als Valentin Regi nach über 2000 Diensttagen aus der Wehrpflicht entlassen wurde, bekleidete er den Grad eines Obersten der Traintruppe. Als guter Pferdekenner und wohlvertraut mit den Verhältnissen der Gebirgswelt im Sommer wie im Winter leistete er der Armee im allgemeinen und seiner Waffengattung im besonderen sehr gute Dienste. Bei Vorgesetzten und Untergebenen erfreute er sich allgemeiner Achtung und Beliebtheit.

Eines der größten Lebensziele Valentin Regis war die Ausnützung der Wasserkräfte des Inns und des Spöls. Schon Jahre vor dem zweiten Weltkrieg hatte er sich immer wieder mit diesem Problemkreis befaßt, der ihm als Zernezer besonders nahelag, denn von jeher stand ja diese Gemeinde im Mittelpunkt aller Bestrebungen, die Wasser verschiedener Engadiner Flüsse in einem größeren Werk zusammenzufassen und zu nutzen, immer auch unter Berücksichtigung der Anliegen des schweizerischen Nationalparkes. — Noch früher waren von verschiedenen Seiten mancherlei Projekte konzipiert, studiert und bearbeitet worden, die aber nie über mehr oder weniger eingehende Gespräche mit den Gemeinden und lokale Abstimmungen hinausgegangen waren. Erst im Jahre 1942 wurden durch ein damals gegründetes Konsortium für die Erstellung von Engadiner Kraftwerken detaillierte Studien, finanzielle Berechnungen und praktische Versuche unternommen. Bereits ein Jahr später konnte das Konsortium mit einem realisierbaren Gesamtbauplan an die breite Öffentlichkeit gelangen, was dann natürlich sofort Konkurrenten, aber auch Gegner des Unternehmens auf den Plan rief. Endlich aber konnte, nach langwierigen Auseinandersetzungen und zum Teil schweren Kämpfen sowie zwei eidgenössischen Volksabstimmungen, eine sicher für alle Teile befriedigende oder doch zumutbare Gesamtkonzeption gefunden werden, so daß die im Jahre 1954 gegründete Gesellschaft der Engadiner Kraftwerke im Jahre 1962 den Baubeschluß fassen konnte.

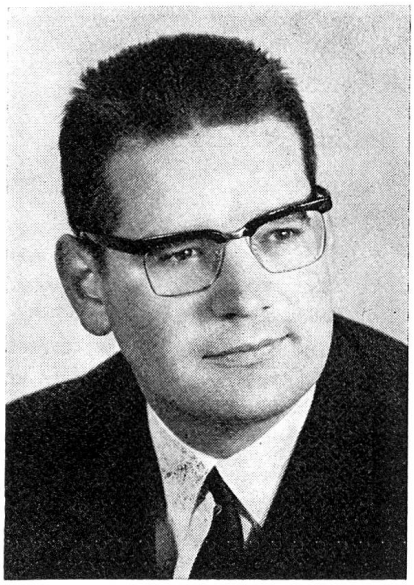
Was auch in diesen letzten 20 Jahren Oberst Regi an die Realisierung der Ausnützung der Engadiner Wasserkräfte mit Rat und Tat beigetragen hat, können nur diejenigen ermessen, die in all dieser Zeit in engster Zusammenarbeit mit ihm verbunden waren. Auch in den schwierigsten Situationen behielt er immer den Kopf oben und war allen Beteiligten mit seinem nie erlahmenden Glauben an das Gelingen des Werkes, mit seinem Optimismus und seiner unerschöpflichen Tatkraft ein Vorbild. Auch war er dank seiner ausgezeichneten Kenntnisse von Land und Leuten und seiner persönlichen guten Verbindungen im Kanton, im Bund und besonders auch in Italien ein geradezu unentbehrlicher Faktor für das Werk.

Da Valentin Regi sich nicht nur als Bündner und Engadiner, sondern noch ganz besonders als Angehöriger seines Heimatortes Zernez fühlte, war er auch den EKW gegenüber immer bestrebt, die Interessen und Belange der Konzessionsgemeinden, aber auch der Talschaft, ja des Kantons, nach äußerster Möglichkeit zu wahren. Seine diesbezüglichen Verdienste wurden aber auch voll anerkannt. So wurde er ein würdiger Präsident der Korporation der elf Konzessionsgemeinden und durch dieses Gremium dann auch in den Verwaltungsrat der EKW delegiert. — Daß es ihm in der Folge vergönnt war, die Erfüllung seines Zieles noch mitzuerleben und nach schweren Rückschlägen die Früchte zu ernten, die er einst gesät hat, ist auch für seine Freunde und Mitkämpfer eine Genugtuung.

Alles in allem kann man wohl sagen, daß Zernez, das Bündnerland und die Eidgenossenschaft in Valentin Regi einen bedeutenden Mann und Bürger ihr eigen nennen durften und auf immer dürfen.

Peter Conradin v. Planta

Prof. Dr. Christian Padrutt



1975 sind die Bündner Geschichtsschreibung, die Bündner Publizistik und die Bündner Politik um eine Persönlichkeit ärmer geworden, die trotz ihrer relativen Jugendlichkeit auf allen drei Gebieten bereits Hervorragendes und Unvergängliches geleistet hat: Am 19. Juli wurde Christian Padrutt, der in Jenins wohnhafte außerordentliche Professor an der Universität Zürich und Leiter des publizistischen Seminars an dieser Hochschule, während eines Ferienaufenthaltes an der toskanischen Küste das Opfer eines Badeunfalles, der ihn mitten aus einem von seiner Schaffenskraft und seiner Vielseitigkeit erfüllten Leben riß.

Christian Padrutt wurde 1934 als Bürger des Schanfigger Bergdörfleins Pagig in der Bündner Kantonshauptstadt geboren. In Chur durchlief er denn auch die Primarschule und anschließend das Gymnasium der Bündner Kantonsschule, wo er 1954 mit der Maturität abschloß. Bereits als Kantonsschüler, vor allem aber dann als Student der Geschichte und der Publizistik an der Universität Zürich entdeckte der temperamentvolle und vielseitige Bündner jene zwei Leitmotive seines leider nun allzu kurz gewordenen Lebensweges, denen fortan der Hauptstrom seiner Geistesgaben

gelten sollte: Die Geschichte, vor allem die Bündner Landesgeschichte, und den Fechtboden des politischen Journalismus. Ersten journalistischen Gehversuchen während der Kantonsschulzeit folgte bald eine ständige redaktionelle Mitarbeit am «Freien Rätier», wo vor allem Padrutts lebendige und originelle Berichterstattung aus dem Bündner Großen Rat erkennen ließ, daß hier dem traditionsreichen Bündner Journalismus ein neues, ungewöhnliches Talent heranreifte. Erstmals wurde das Zeichen «Pa» in Bünden zu einem unverwechselbaren Gütesiegel.

Vorerst allerdings galten Christian Padrutts erstaunliche Energien mehr der Geschichte seines geliebten Bündnerlandes. Auf den Spuren der neuen, volkskundlich betonten Betrachtungsweise der spätmittelalterlichen Schweizergeschichte, wie sie der bekannte Basler Volkskundler Hans-Georg Wackernagel, aber auch Padrutts «Doktorvater», der Zürcher Mediävist Marcel Beck, und sein Kommilitone Walter Schaufelberger (Der alte Schweizer und sein Krieg) vorgezeichnet hatten, erarbeitete Padrutt ein völlig neuartiges Bild des Bündner Staatswesens im Spätmittelalter. Seine Dissertation «Staat und Krieg im alten Bünden» sicherte ihm dann auch 1959 zusammen mit seinen hervorragenden Prüfungsleistungen in den Fächern Schweizergeschichte, Allgemeine Geschichte und Journalistik den Doktorhut der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich mit dem höchsten Prädikat «summa cum laude». In Graubünden aber bemerkte man weit über die engeren Fachkreise hinaus, daß hier die Bündner Geschichte einen Historiker gefunden hatte, der sich würdig an die ganz Großen in der ruhmreichen Reihe der Bündner Chronisten und Geschichtsschreiber, an die Fortunat Sprecher von Bernegg, Ulysses von Salis-Marschlins, Fortunat von Juvalta, Andreas von Sprecher, Theodor von Mohr, Peter Conradin Moor und Friedrich Pieth, anreihte. Die Bündner Geschichte — nicht mehr als Mythos vom Nationalstaat, sondern anhand der Quellen als lebendiges Ganzes der volkskundlichen Bezüge und Tätigkeiten — das war Christian Padrutts erster unvergänglicher Wurf. Kein Wunder also, daß er auch später als Redaktor und Professor dieser seiner ersten großen Liebe treu blieb — sei es als langjähriges Vorstandmitglied der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubündens, sei es bis zu seinem jähen Tode als verdienter Redaktor des «Bündner Monatsblattes», sei es als kundiger Ordner und Organisator des Salis-Familienarchivs in Malans. Padrutt, der Wissenschafter, blieb zeit seines Lebens dem Satz des Bündner Humanisten Simon Lemnius verpflichtet, den er seiner Dissertation vorangestellt hatte: Amica Raetia, magis amica veritas — Rätien, meine Freundin, die größere Freundin aber die Wahrheit.

Genau wie seine berühmten Vorbilder in der Bündner Geschichtsschreibung begnügte sich jedoch Christian Padrutt nicht mit der Darstellung der Geschichte. Als echter «homo politicus», als Mann des öffentlichen Lebens in all seinen Spielarten, wollte er «mit der Feder und im Rat», wie es auf dem berümten Grabspruch Jörg Jenatschs heißt, die Geschichte seines Landes mitgestalten, wobei er als Merkmal seines Lebens immer Dienst an der Öffentlichkeit und Wissenschaft glücklich zu vereinen wußte. Sofort nach Studienabschluß übernahm Christian Padrutt das undankbare Amt eines Parteisekretärs der freisinnig-demokratischen Partei des Kantons Graubünden, die seinem rastlosen Einsatz bald einmal einige überraschende Wahlerfolge verdanken konnte. Gleichzeitig bildete er sich aber durch einen Studienaufenthalt an der Universität München und ein Volontariat an der «Süddeutschen Zeitung» in München auf publizistischem Gebiet weiter und wurde unter dem damaligen Privatdozent für Journalistik und Direktor der Depeschenagentur, Siegfrid Frey, Assistent am journalistischen Seminar der Universität Zürich. Allerdings blieb Christian Padrutt auch während dieser Zeit seiner Heimat und dem «Freien Rätier» verbunden. So war es denn nur ein natürlicher Übergang, als er in die Redaktion des traditionsreichen Sprachrohrs des Bündner Liberalismus eintrat. Obwohl jetzt im Nachhinein etwas wehmütig festgestellt werden muß, daß eines der Hauptziele Padrutts, die Weiterexistenz dieses Blattes für alle Zeiten zu sichern, lange nach seinem Ausscheiden aus der Redaktion mißglückt ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß der «Freie Rätier» unter Padrutt noch eine letzte, echte Blüte erlebt hat. Christian Padrutt hatte es verstanden, das kleine Blatt dank seiner nimmermüden, immer geistreichen und angriffigen, aber nie verletzenden Feder zu einer großen Resonanz zu führen. Auch als Journalist fügte sich Padrutt gewissermaßen nahtlos in die lange Kette der großen liberalen Bündner Redaktoren und Publizisten an — an Florian Gengel, den Rätier-Gründer und späteren «Bund»-Redaktor, und dessen Bündner Kollegen in Bern, Karl von Tscharner, an Reto Caratsch und Nicolò Biert an der «Neuen Zürcher Zeitung», an Hans Hartmann bei den «Basler Nachrichten», an Michael Bühler, Gian Bundi und Georg Luck am Berner «Bund».

Doch hochbegabte Menschen geben sich nie mit dem Erreichten zufrieden. Aus der glücklichen Mischung von Historiker, Wissenschafter, Publizist und Politiker heraus, die er in so hohem Maße verkörperte, wandte sich Christian Padrutt wieder mehr der jungen, dynamischen Wissenschaft der Publizistik zu, die bald sein eigentlicher Lebensbereich werden sollte. Nach einem kurzen Zwischenspiel als Leiter der «Schweizer Ärzteinformation», das ihm wertvolle Einsichten in eine ganz andere Standeswelt verschaffte und ihm zudem zahlreiche Freunde fürs Leben schuf, habilitierte er sich 1968 mit einer Schrift über die Schweizer Presse an der Universität Zürich als Privatdozent für Publizistik. 1969 erfolgten bereits seine Ernennung zum Assistenzprofessor und ein Lehrauftrag für die gleiche Sparte an der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in St. Gallen. Sein rastloser Einsatz für den Auf- und Ausbau des publizistischen Institutes an der Zürcher Universität wurde schließlich mit der Ernennung zum Extraordinarius und Seminarleiter belohnt. Wiederum war

Padrutt in eine Reihe berühmter Bündner getreten. Er war jetzt Hochschulprofessor, wie sie das karge Bergland immer wieder in erstaunlicher Anzahl hervorbringt — Hochschulprofessor wie die Tuor und Liver, die Töndury und Bezzola, die Zinsli und Hotzenköcherle, die Ruedi und von Salis.

Wiederum aber ließ Christian Padrutt Graubünden nicht aus den Augen. Durch das Salis-Archiv war er erstmals näher mit der geschichtsträchtigen Landschaft der Bündner Herrschaft in Berührung gekommen. Als er in Dorothee aus dem alten Zürcher Geschlecht der Farner seine Lebensgefährtin gefunden hatte, da wurde ihm das Sprecher-Haus in Jenins zu einer geschmackvollen Bleibe, die seinen historischen Neigungen entsprach. Doch Padrutt, der Politiker, konnte und wollte sich nicht in den Mauern seiner «Burg» als Professor abschließen. Bereits 1965 bemerkten die Jeninser, was für ein leutseliger und tatkräftiger Mensch sich mit diesem so unprofessoralen Professor in ihrer Mitte angesiedelt hatte, und machten Christian Padrutt zu ihrem Gemeindepräsidenten — ein Amt, das er bis wenige Monate vor seinem Tod mit der ihm eigenen Tatkraft und Originalität versah. So führte er beispielsweise als erster Bündner Gemeindepräsident eine regelmäßige und tatsächlich eifrig benützte Sprechstunde beim Gemeindeoberhaupt für jedermann ein, und als letztes Zeugnis seines Wirkens in Jenins stehen heute sowohl an der Grenze zu Maienfeld wie auch zu Malans historisch schmucke Grenzsteine der Gemeinden. Padrutt wurde auch Großrats-Stellvertreter des Kreises Herrschaft und 1971 bei den Nationalratswahlen erster Ersatzmann auf der Liste der freisinnigen Partei.

Erfolg, Karriere, Glück — das alles blieb dem vielseitigen Menschen Padrutt, der sich überall und mit jedermann sofort zurechtfand, nie versagt. Doch über das alles hinaus mußten seine Verwandten und Bekannten, seine Freunde und Anhänger 1975 vor allem von einem Menschen Abschied nehmen, von einem echten Bündner, dem die Sympathien zuflogen, der jedermann, der ihn wirklich kannte, zum Freunde hatte. Sei es bereits als Kantonsschüler in den Reihen des Kantonsschüler-Sportclubs (KSC), sei es später als Präsident dessen Altmitgliederverbandes (AMV), sei es in der Weinbauvereinigung Herrschaft, sei es bei den Ragazer Rotariern — überall strahlte Christian Padrutt menschliche Wärme und wahren Humor aus, wie sie beide gerade den Bündner Menschen an der Wegscheide zwischen Nord und Süd eignen. Christian Padrutt hat als Geschichtsschreiber, Publizist, Politiker, Wissenschafter seinem Lande gedient; er hat auch im Unterland seine Heimat nie vergessen. Mit seinem Hinschied hat Graubünden nicht nur unfaßbar früh einen großen Sohn verloren, die Raetia hat nach dem Humanistenwort auch einen ihrer größten Liebhaber eingebüßt. Raetia amica . . .

Hansmartin Schmid

EIN NEUER BRUNNEN

erfordert Einfühlung in die bestehende Umgebung
Wir stehen Ihnen zu unverbindlicher Beratung gerne zur Verfügung

G. BIANCHI + CO. CHUR

Alle guten
Natursteine für Friedhof und Bau